

»Das bedeutet, dass es sich um mittelbare, nicht um unmittelbare Beweise handelt. Bist du zum Beispiel heute mit dem Rad zur Schule gefahren?«

»Ja.«

»Und hast du es am Fahrradständer an der Fahnenstange festgekettet?«

»Ja.«

»Wenn du also heute Nachmittag aus der Schule kommst, zum Fahrradständer gehst und feststellst, dass dein Rad weg und die Kette durchgeschnitten ist, liegt ein mittelbarer Beweis dafür vor, dass jemand dein Rad gestohlen hat. Keiner hat den Dieb gesehen, deswegen gibt es keinen unmittelbaren Beweis. Nehmen wir mal an, die Polizei findet dein Rad morgen in einer Pfandleihe in der Raleigh Street, einem Laden, der dafür bekannt ist, dass dort gestohlene Fahrräder verkauft werden. Der Eigentümer nennt der Polizei einen Namen, die ermittelt und stößt auf einen Typen, der schon früher Räder gestohlen hat. Dann hast du überzeugende mittelbare Beweise dafür, dass der Kerl dein Dieb ist. Keine unmittelbaren Beweise, sondern Indizienbeweise.«

Selbst Mr. Mount nickte dazu. Er leitete als Fachschaftsberater den Debattierkreis der achten Klasse, und sein Star war Theodore Boone – wie hätte es auch anders sein können. Er hatte nie einen Schüler gehabt, der so messerscharf argumentieren konnte.

»Danke, Theo«, sagte Mr. Mount. »Und danke, dass du uns die Plätze für morgen besorgt hast.«

»Keine Ursache«, erwiderte Theo voller Stolz und setzte sich.

Es war eine begabte Klasse an einer ausgezeichneten staatlichen Schule. Justin war mit Abstand der beste Sportler, wobei Brian der schnellere Schwimmer war. Ricardo schlug alle bei Golf und Tennis. Edward spielte Cello, Woody E-Gitarre, Darren Schlagzeug, Jarvis Trompete. Joey hatte den höchsten IQ und die besten Noten. Chase war der verrückte Professor, der ständig fast das Labor in die Luft sprengte. Aaron sprach Spanisch wie seine Mutter, Deutsch wie sein Vater und natürlich Englisch. Brandon trug vor der Schule Zeitungen aus, handelte online mit Wertpapieren und hatte fest vor, der erste Millionär der Gruppe zu werden.

Natürlich gab es auch zwei hoffnungslose Nerds und mindestens einen potenziellen Kriminellen.

Diese Klasse hatte sogar ihren eigenen Anwalt, was Mr. Mount noch nie erlebt hatte.

# Drei

**DIE KANZLEI** Boone & Boone hatte ihre Büroräume in einem umgebauten alten Wohnhaus in der Park Street, dreihundert Meter von der Main Street und zehn Gehminuten vom Gericht entfernt. In diesem Viertel gab es jede Menge Anwälte, und die Wohnhäuser in der Park Street beherbergten mittlerweile nur noch Geschäftsräume – Anwälte, Architekten, Steuerberater, Ingenieure und andere hatten sich dort niedergelassen.

Die Kanzlei bestand aus zwei Anwälten, Mr. und Mrs. Boone, die in jeder Hinsicht gleichberechtigte Partner waren. Mr. Boone, Theos Vater, war Anfang fünfzig, wirkte aber viel älter. Zumindest fand Theo das, obwohl er es wohlweislich für sich behielt. Sein Vorname war Woods, was in Theos Ohren wie ein Familienname klang. Tiger Woods, der Golfer. James Woods, der Schauspieler. Bisher war ihm noch kein anderes menschliches Wesen untergekommen, das den Vornamen Woods trug, weswegen er sich jedoch keine grauen Haare wachsen ließ. Er versuchte, sich nicht über Dinge aufzuregen, die er nicht ändern konnte.

Woods Boone. Manchmal sagte Theo den Namen schnell vor sich hin, dann klang er wie *woodspoon*. Er hatte nachgesehen: *woodspoon* war eigentlich kein Wort, hätte aber gut eines sein können. Ein Holzlöffel war kein *woodspoon*, sondern ein *wooden spoon*. Aber wer benutzte schon Holzlöffel? Außerdem war das Ganze sowieso nebensächlich. Trotzdem dachte Theo jedes Mal, wenn er den Namen seines Vaters in schwarzen Lettern an der Bürotür prangen sah, unwillkürlich an das Wort *woodspoon*. Er konnte es sich einfach nicht abgewöhnen.

Das Büro lag im ersten Stock und war über eine morsche Treppe zu erreichen, die von einem abgewetzten, fleckigen Läufer bedeckt war. Mr. Boone saß allein im ersten Stock, weil die Damen ihn aus zwei Gründen aus dem Erdgeschoss verbannt hatten. Erstens war er ein Chaot, und sein Büro sah aus wie ein Schlachtfeld, was Theo aber gut gefiel. Zweitens, und das war viel schlimmer, rauchte Mr. Boone Pfeife, und zwar am liebsten bei geschlossenen Fenstern und ausgeschaltetem Deckenventilator, sodass der schwere Duft des aromatisierten Tabaks die Luft erfüllte, von dem Mr. Boone verschiedene Sorten benutzte. Der Rauch störte Theo nicht, aber er sorgte sich um die Gesundheit seines Vaters. Mr. Boone hielt nicht viel von Fitness. Er bewegte sich wenig und hatte ein paar Kilo zu viel auf den Rippen. Er arbeitete hart, aber im Gegensatz zu seiner Geschäftspartnerin, Theos Mutter, nahm er berufliche Probleme nicht mit nach Hause.

Mr. Boone hatte sich auf Immobilienrecht spezialisiert, was Theo für den langweiligsten Bereich der Juristerei hielt. Sein Vater ging nie vor Gericht, plädierte nie vor Richtern und Geschworenen, schien überhaupt nie das Büro zu verlassen. Tatsächlich bezeichnete er sich selbst oft als »Büroanwalt« und schien damit höchst zufrieden zu sein. Theo bewunderte seinen Vater, hatte aber nicht die Absicht, sein Berufsleben eingesperrt in irgendeinem Büro zu verbringen. *No, Sir*. Theo war für den Gerichtssaal bestimmt.

Da Mr. Boone allein im ersten Stock residierte, war sein Büro riesig. Lange, durchhängende Regale säumten zwei der Wände, und die anderen beiden waren von einer stetig wachsenden Sammlung gerahmter Fotos bedeckt, die Woods Boone bei allen möglichen wichtigen Ereignissen zeigten: wie er Politikern die Hand schüttelte, mit Kollegen bei Anwaltskongressen posierte und Ähnliches. Theo kannte verschiedene Kanzleien der Stadt von innen – er war ziemlich neugierig und hielt stets nach offenen Türen Ausschau – und wusste daher, dass Anwälte ihre Wände gern mit solchen Fotos, Diplomen, Auszeichnungen und Mitgliedsurkunden der verschiedensten Clubs schmückten. »Selbstdarstellungswand« nannte seine Mutter das verächtlich. Ihre Wände waren nämlich bis auf ein paar verwirrend moderne Gemälde kahl.

Theo klopfte und öffnete im selben Moment die Tür. Er hatte Anweisung, sich jeden Nachmittag nach der Schule bei seinen Eltern zu melden, falls er nicht anderweitig beschäftigt war. Sein Vater saß allein hinter einem uralten Schreibtisch, auf dem sich die Papiere türmten. Sein Vater war immer allein, weil seine Mandanten nur selten vorbeikamen. Sie riefen an, schickten Unterlagen mit der Post, per Fax oder E-Mail, aber es gab für sie keinen Grund, sich persönlich von Boone & Boone beraten zu lassen.

»Hallo.« Theo ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Wie war's in der Schule?«, fragte sein Vater wie jeden Tag.

»Gut. Der Direktor hat unsere Exkursion zum Gericht morgen genehmigt. Ich war heute Morgen bei Richter Gantry, und er hat uns Plätze auf der Galerie versprochen.«

»Das ist aber nett von ihm. Da habt ihr Glück. Die halbe Stadt wird da sein.«

»Gehst du auch?«

»Ich? Nein.« Sein Vater deutete mit einer vagen Handbewegung auf die Papierstapel, als erforderten sie seine sofortige Aufmerksamkeit. Theo hatte ein Gespräch zwischen seinen Eltern mitgehört, bei dem sie sich geschworen hatten, sich während des Mordprozesses nicht im Gericht blicken zu lassen. Sie waren selbst viel beschäftigte Anwälte und fanden es nicht richtig, ihre Zeit bei einem Verfahren zu verschwenden, mit dem sie nichts zu tun hatten. Aber Theo wusste, dass sie genauso gern dabei gewesen wären wie der Rest der Stadt.

Seine Eltern – vor allem sein Vater, aber in geringerem Maße auch seine Mutter – schoben gern ihre Arbeit vor.

»Wie lang wird die Verhandlung dauern?«, fragte Theo.

»Angeblich eine Woche, sagt die Gerüchteküche.«

»Am liebsten wäre ich die ganze Zeit dabei.«

»Vergiss es, Theo. Ich habe schon mit Richter Gantry gesprochen. Wenn er dich während der Unterrichtszeit im Saal erwischt, unterbricht er die Verhandlung und lässt dich vom Gerichtsdienner abführen. Und ich hole dich nicht aus dem Gefängnis. Von mir aus kannst du ein paar Tage mit Säufern und Gangmitgliedern absitzen.«

Damit griff Mr. Boone nach einer Pfeife, hielt einen kleinen Anzünder in den Pfeifenkopf und blies den Qualm in den Raum. Vater und Sohn fixierten sich gegenseitig. Theo war nicht sicher, ob sein Vater es ernst meinte, aber er wirkte fest entschlossen.

»Machst du Witze?«, fragte er schließlich.

»Halb und halb. Ich würde dich bestimmt aus dem Gefängnis holen, aber ich habe wirklich mit Richter Gantry gesprochen.«

Theo überlegte fieberhaft, wie er der Verhandlung beiwohnen konnte, ohne dass ihn Richter Gantry entdeckte. Die Schule zu schwänzen war das geringste Problem.

»Und jetzt ab mit dir«, sagte Mr. Boone. »Mach deine Hausaufgaben.«

»Bis später.«

Die Eingangstür im Erdgeschoss wurde von einer Frau gehütet, die fast so alt war wie die Kanzlei selbst. Ihr Vorname war Elsa. Ihr Nachname war Miller, aber mit dem durfte sie niemand ansprechen, nicht Theo und auch sonst niemand. Trotz ihres Alters, das keiner genau kannte, bestand sie darauf, nur mit Elsa angesprochen zu werden. Selbst von einem Dreizehnjährigen. Elsa hatte schon lange vor Theos Geburt für die Boones gearbeitet. Sie war Empfangsdame, Sekretärin, Büroleiterin und, wenn nötig, auch Anwaltsassistentin. Sie führte die Kanzlei und schlichtete gelegentlich die kleinen Differenzen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Rechtsanwalt Boone im ersten Stock und Rechtsanwältin Boone im Erdgeschoss.

Elsa spielte im Leben aller drei Boones eine wichtige Rolle. Für Theo war sie Freundin und Vertrauensperson. »Hallo, Elsa«, sagte er, als er an ihrem Schreibtisch stehen blieb, um sie zu umarmen.

Munter wie immer sprang sie auf und drückte ihn kräftig. Dann musterte sie seine Brust. »Hast du das Hemd nicht gestern schon angehabt?«

»Nein.« Hatte er wirklich nicht.

»Kommt mir aber so vor.«

»Wirklich nicht, Elsa.« Sie äußerte sich oft zu seiner Kleidung, was für einen Jungen in seinem Alter ziemlich lästig werden konnte. Immerhin verhinderte es, dass Theo sich gehen ließ. Irgendwer beobachtete einen immer und machte sich im Geiste Notizen, und er dachte oft an Elsa, wenn er sich am Morgen in aller Eile anzog. Noch so eine lästige Angewohnheit, die er nicht ablegen konnte.

Elsas eigene Garderobe war legendär. Sie war klein und sehr zierlich und konnte daher alles anziehen, wie Theos Mutter immer wieder sagte – am liebsten enge

Kleidung in knalligen Farben. Heute trug sie eine schwarze Lederhose mit einem flippigen Pullover, der Theo an grünen Spargel erinnerte. Das kurze graue Haar glänzte und war stachelig nach oben gegelt. Wie immer war ihre Brille auf ihr Outfit abgestimmt, heute also grün. Elsa war das Gegenteil einer grauen Maus. Sie ging auf die siebzig zu, hatte aber nicht vor, diskret zu altern.

»Ist meine Mutter da?«, fragte Theo.

»Ja, die Tür steht offen.« Elsa setzte sich wieder, und Theo ging weiter.

»Danke.«

»Ein Freund von dir hat angerufen.«

»Wer?«

»Ein gewisser Sandy. Er kommt vielleicht vorbei.«

»Danke.«

Theo ging durch den Gang. An einer Tür blieb er stehen, um die Immobiliensekretärin Dorothy zu begrüßen, eine nette Dame, die so langweilig war wie ihr Chef im ersten Stock, und an einer anderen sagte er Vince guten Tag, dem langjährigen Anwaltsassistenten, der Mrs. Boones Fälle bearbeitete.

Marcella Boone telefonierte gerade, als Theo hereinkam und sich setzte. Ihr Glas- und Chromschreibtisch war perfekt aufgeräumt, die Platte größtenteils frei – im krassen Gegensatz zu dem ihres Ehemannes. Die Akten der laufenden Fälle standen ordentlich aufgereiht in einem Regal hinter ihr. Alles war an seinem Platz, bis auf ihre Schuhe, die sie neben ihren Füßen abgestellt hatte. Die hohen Absätze verriet Theo, dass sie im Gericht gewesen war. Sie trug ihr Verhandlungsoutfit: einen burgunderroten Rock mit passendem Blazer. Seine Mutter war immer attraktiv und gepflegt, aber wenn sie bei Gericht erschien, gab sie sich besondere Mühe.

»Männer können wie Penner auftreten«, sagte sie oft, »aber von den Frauen erwartet man, dass sie nett aussehen. Wenn das fair ist ...«

Elsa fand das auch nicht fair.

Tatsächlich gab Mrs. Boone gern Geld für Kleidung und ein gepflegtes Äußeres aus. Mr. Boone interessierte sich überhaupt nicht für Mode und noch weniger für Ordnung. Er war nur drei Jahre älter als seine Frau, hinkte ihr geistig jedoch mindestens ein Jahrzehnt hinterher.

Im Augenblick sprach sie mit einem Richter, der nicht ihrer Meinung war. Als sie auflegte, hellte sich ihre Miene schlagartig auf.

»Hallo, Schatz«, sagte sie mit einem Lächeln. »Wie war dein Tag?«

»Super, Mom. Und deiner?«

»Das Übliche. Irgendwas Neues in der Schule?«

»Nur eine Exkursion morgen, zum Gericht. Gehst du zur Verhandlung?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe um zehn einen Termin bei Richter Sanford. Ich habe zu viel zu tun, um in einer Verhandlung herumzusitzen, Theo.«